

**18.So.n.Tr. 11.Oktober 2020 St. Nikolai Pfr. Frank Zelinsky**

Gnade sei mit euch von, unserem Vater, und unserem Herrn Jesus Christus! Amen.

Wie hat es Karl Valentin so treffend gesagt? „Mei, so einfach – und doch so kompliziert!“ Liebe Gemeinde, ja, so einfach: das Wichtigste, das, was wirklich zählt am Ende, worauf es wirklich ankommt ist: zu lieben. Von ganzem Herzen, von aller Seele, von ganzem Gemüt und von allen Kräften Gott zu lieben.

Leidenschaftlich. Ohne Maß. Mit allem, was mir gegeben ist an Lebendigkeit und Hingabe und Liebesfähigkeit.

Nicht das Überleben einer Institution ist wirklich wichtig. Die Kulturgüter, die die Kirche hervorgebracht hat, sind es auch nicht, so wunderbar sie sein mögen. Nicht ein tadelloser Lebenswandel und ein unerschütterlicher Glaube zählen wirklich.

Was zählt, was am Ende wirklich zählt, ist die Frage, ob ich geliebt habe. Ob ich das zugelassen habe, dass mein Herz sich an Gott verliert. Nicht nur flirtet und dann weiterzieht –

sondern an Gott verliert. Leidenschaftlich und ohne Zurückhaltung.

Peinlich, peinlich, mag da mancher denken und innerlich mit den Augen rollen. Wir sind vorsichtig geworden mit der Liebe. Wir sind vorsichtig geworden, von Liebe zu sprechen. Weil zu oft schon leichtfertig von Liebe gesprochen wurde und gesungen. Weil man sie lächerlich gemacht hat.

Und wir sind vorsichtig geworden von Liebe zu sprechen, weil wir ihr nicht mehr zu trauen wagen. Weil sie verraten wurde. Weil wir schon zu sehr verletzt wurden, um noch an sie glauben zu können.

Und trotzdem hält sie ja nicht still, die Sehnsucht, dass die Liebe am Ende größer sein wird als aller Streit. Dass sie größer sein wird als alles, was gegen sie spricht. Dass sie größer sein wird selbst als der Tod.

Dass ist die Verheißung der Hingabe Christi: dass die Liebe das letzte Wort haben wird, trotz allem Schrecken. Trotz allem Zerbrechen. Trotz allem menschlichen Kleinmut.

Deshalb ist unsere Liebe zu Gott die einzige mögliche Antwort auf seine Liebe – die zuerst so leidenschaftlich und voller Hingabe war und sich auch dort nicht abgewendet hat, wo sie zurückgewiesen und verraten und verlacht und gekreuzigt wurde.

Gott ist die Liebe. So einfach und so kühn sagt es der 1.Johannesbrief: Gott ist die Liebe. Nicht: Gott ist die Liebe, und dann auch noch anderes, was die Liebe einschränkt und neben sie oder an ihre Stelle tritt. Nein: Gott ist die Liebe.

Und deshalb ist alles, was Gott von uns erwartet: zu lieben. Uns seine Liebe gefallen zu lassen und zu lieben. Ja zu sagen zu seiner Hingabe. Ihn den Einzigen sein lassen. Ein Leben lang.

Auch dort, wo ich ihn nicht verstehe. Auch dort, wo ich nichts mehr von ihm spüre. Auch dort, wo anscheinend nichts passiert und mein Leben alles andere als leidenschaftlich aussieht. Und sogar dort, wo alles gegen seine Liebe zu sprechen scheint. Die Liebe ist anderes als ein romantisches Gefühl.

Alle wissen das, die die Liebe wagen: die Halbwertzeit der Verliebtheit ist kurz. Gefühle allein können die Liebe nicht weit tragen. Dazu braucht es das ganze Herz, alle Seele, mein ganzes Gemüt und alle Kraft. Hingabe. Lebendigkeit. Vertrauen. Auch dort, wo ich nicht mehr sehe. Wo das Leben schmerzen kann. Und die Liebe.

Aber noch einmal: haben die Skeptiker nicht recht? Desillusioniert von menschlichen Erfahrungen, von enttäuschter und zerbrochener und verratener Liebe? Und

wenn es schon so schwer ist unter Menschen, die Liebe zu leben – wie soll das denn gehen: Gott zu lieben?

Einen Gott, den wir nicht sehen und meistens doch auch nicht spüren können? Der sich zu entziehen scheint, wenn wir ihn am dringendsten brauchen? An dem wir doch auch immer wieder zweifeln?

Von all dem wusste Jesus doch auch. Er wusste, dass die Liebe zu Gott nicht nur im Kopf oder im Herzen überleben kann. Sie muss sozusagen Hände und Füße bekommen.

Deshalb gehört die Liebe zum nächsten so untrennbar zur Liebe zu Gott dazu. Die Liebe zu den Menschen, mit denen ich zu tun habe. Mit denen ich verbunden bin und zusammenlebe – in einer Familie, einer Gemeinde.

Und die ist ebenso wenig nur eine Herzenssache ein schönes Gefühl. Das wissen Sie selber. Ich vermute mal, dass es bei Ihnen nicht sehr viel anders zugeht als bei den Barfüßern:

Wahrscheinlich sind auch bei Ihnen sehr unterschiedliche Temperamente versammelt – wilde und schüchterne, leise und laute, schnelle und langsame... Und sehr unterschiedliche Geschichten: Menschen, die seit mehr als 30 Jahren hier zuhause sind, solche, die in den letzten Jahren dazu gekommen sind und solche, die mal reinspitzen wollen.

Ältere und Jüngere, solche, die viele kennen und sich zuhause fühlen und solche, die kaum jemanden kennen und unsicher sind. Manche machen gerade Schweres durch oder müssen Entscheidungen treffen, die schwer zu treffen sind.

Und andere kommen gerade gut zu Recht mit diesem seltsamen Leben. Wahrscheinlich sind auch unter Ihnen ein paar, die eine lange Geschichte mit der Kirche und im Glauben haben. Die sich fest verwurzelt fühlen in diesem Glauben. Und andere, die es nicht wagen würden, von sich zu sagen: „Ich glaube!“. Die viel unsicherer sind und zweifeln und suchen.

Wie schauen wir uns gegenseitig an? Wenn wir uns überhaupt anschauen? Was läuft da ab in unserem Kopf an Bewertungen? Wen finden wir doof und wen interessant? Neben wem möchten wir sitzen – und neben wem lieber nicht?

Ständig arbeitet's in unserem Kopf und Herzen. Das kann nicht anders sein. Ich kann meinen menschlichen Kopf und meine Augen nicht abstellen. Aber, und jetzt kommt wieder unser Predigttext zum Zuge: ich muss mich auch nicht zum Sklaven meines Kopfes und meiner Augen machen. Ich kann das ständige urteilen und bewerten und verurteilen verlernen. Ich soll das sogar. Weil Gott mich ruft, anders auf die Menschen zu schauen.

Denn im anderen, im anderen Menschen begegnet mir nicht nur jemand, der mir sympathisch ist oder auch nicht, der den gleichen Humor hat wie ich oder gar keinen, der festgelegt ist oder liberal, fromm oder auch nicht fromm – im anderen begegnet mir eine und einer, mit der und mit dem Gott sich schon verbündet hat.

Im anderen begegnet mir ein geliebtes Kind Gottes. Eine Schwester und ein Bruder. Ein unendlich kostbares, gezeichnetes, verwundetes, beschenktes Leben, mit dem Gott sich verbündet hat. Für diesen anderen Menschen ist er alles bereit zu geben. Für jedes Kind, für jede Frau, für jeden Mann.

Ich weiß um den Streit in Ihrer Gemeinde. Und ich ahne den Ärger und die Verletzungen und Enttäuschungen und Sorgen. So geht es zu auch in einer christlichen Gemeinde. So etwas passiert, wo Menschen zusammenleben. Man verletzt sich. Man tritt sich auf die Füße. Gewollt oder ungewollt.

So menschlich. Aber das Evangelium erspart es uns nicht: auch in diesen menschlichen Erfahrungen, gerade dort gilt die Einladung und der Ruf Jesu, einander noch einmal neu zu sehen. Als Schwestern und Brüder, die miteinander gerufen sind, aus der Liebe Gottes zu leben und sie weiter zu geben.

Mit unseren ganz menschlichen Möglichkeiten. Mit dem Respekt voreinander und dem täglichen Verzeihen, ohne das keine Liebe leben kann. Mit unserer Aufmerksamkeit füreinander und der Bereitschaft, dem anderen zuallererst das Beste zu unterstellen. Mit der Geduld, den anderen zu ertragen.

Vielleicht fällt uns das manchmal deshalb so schwer, weil es uns selber so schwer fällt, das zu glauben: dass ich geliebt bin. Weil ich nicht raus komme aus dem Werten und Verurteilen in mir selber. Weil ich da so viel finde, was alles andere als liebenswert ist. Weil mich meine eigene Armut so abstößt. Und ich sie am liebsten weit weg haben würde.

Der Weg im Glauben führt mich dahin, diesem Armen zu begegnen. Und nicht mehr der Angst zu folgen und davon zu rennen oder in die Härte zu flüchten und zu verurteilen. Sondern mich mit ihm zu versöhnen. Ihn in die Arme zu schließen. Mich sehen zu lernen, wie Gott mich sieht: mit einem Blick voller Liebe.

Deshalb gehört auch dieses Dritte untrennbar dazu zu einem Leben aus der Liebe: die Liebe zu mir selber. Das Vertrauen, dass ich schon geliebt bin – trotz allem, was in mir dagegen sprechen mag. Trotz allem, was mir viel zu oft und manchmal viel zu früh von anderen zu verstehen gegeben wurde.

Ich darf mich sehen lernen, wie Gott mich sieht: mit einem Blick voller Liebe. Ich darf frei werden für die Liebe zu meinem Nächsten in ihren ganz menschlichen Formen. Und ich darf die Leidenschaft wagen, Gott zu lieben. Und darauf zu vertrauen, dass seine Liebe das letzte Wort haben wird. Amen.